

## **Afrika mit anderen Augen sehen**

In Timbuktu wird ein schwarzes Kulturerbe neu entdeckt

Von Charlotte Wiedemann

Abendlicht steckt rosa Federn an den Himmel. Eine Ziegenherde wirbelt Staub auf, und als er sich senkt, fällt sandfarbene Dämmerung über eine sandfarbene Stadt. Vor dem Lehmbau der Sankoré-Moschee liegen Männer plaudernd im Sand, der Sand verschluckt ihre Stimmen, murmelnd versinkt Timbuktu in einer frühen Nacht.

Wir sind mit dem Flugzeug gekommen; ein Stilbruch. Timbuktu, im Osten Malis, am Südrand der Sahara, war für Europäer seit je her eine Metapher für Ferne, für Unerreichbarkeit. Nun beginnen nicht weit von hier die Pfade in eine andere Unerreichbarkeit, die Pfade der Migration nach Europa, durch die tödliche Weite der Wüste. Es spielt eine Rolle, aus welcher Richtung man auf die Welt blickt und sich seine Mythen macht; davon also erzählt Timbuktu.

Von wegen Ende der Welt. Jahrhundertlang war Timbuktu ein Zentrum der südlichen Welt, Hochburg des Handels, islamische Universitätsstadt. Wo sich das Niger-Delta und die Wüste begegneten, kreuzten sich die Highways der Zeit: aus dem Norden kamen die Karawanen, über den Fluss kam das Gold Westafrikas. Den Händlern folgten die Gelehrten; Timbuktu war ein kosmopolitischer Ort. Unsere abendlich murmelnden Männer lagern genau dort, wo sich im 15. Jahrhundert das Quartier Latin Westafrikas befand, besser gesagt: ein Quartier Arabe, mit 25 000 Studenten. Annähernd so viele, wie Timbuktu heute Einwohner zählt.

Täuschend die sandfarbene Stille, der Eindruck von Selbstvergessenheit. Mit gleichmütigem Stolz registrieren die Leute von Timbuktu, welcher Rummel neuerdings um etwas entstanden ist, was sie immer schon besaßen: die älteste Bibliothek südlich der Sahara. Bis zurück ins 13. Jahrhundert reichen die arabischen Handschriften, deretwegen nun Staatspräsidenten, Forscher, Abgesandte großer Stiftungen ungelent durch Timbuktus Sand stapfen. Mehr als 100 000 Manuskripte über islamisches Recht, Philosophie, Medizin, Astronomie, Mathematik. Auf Pergament, angenagt von Termiten; sogar auf Gazellenhaut.

So viel Gelehrtheit passt nicht ins gängige Afrika-Bild. Und darum steht nun gegenüber der Sankoré-Moschee, von einem einzigen kostbaren Scheinwerfer wie hinein gezaubert in die karge historische Kulisse, ein schickes neues Forschungszentrum. Elegant, klimagekühlt, die Architektur spielend mit Lehm und Moderne. Ein Geschenk Südafrikas, ein Geschenk des reichen Afrika an das arme - damit der Kontinent mit Selbstbewusstsein auf seine Geschichte blickt.

Timbuktu als ein Ort der afrikanischen Renaissance, der Besinnung Afrikas auf seine Kultur und seine Stärken: Das war eine Idee von Thabo Mbeki, Südafrikas vormaligem Präsidenten. Auf Staatsbesuch in Timbuktu sah er das Ahmed-Baba-Institut, wo 30 000 Manuskripte unter staatlicher Aufsicht verwahrt werden. Das Institut trägt den Namen von Timbuktus berühmtestem Philosophen, doch wie ärmlich war hier alles, wie ungenügend für die Restaurierung eines so wertvollen Erbes! Mbeki versprach Hilfe; es gelte „Afrika anzuheben nicht nur in den Augen der Welt, sondern auch der Afrikaner selbst“. In Südafrika mobilisierte er privates Kapital; nach wenigen Wochen landeten schon die ersten Experten vom Kap in Mali. Die Malier waren über so viel Effizienz ganz verwirrt.

Mbeki hat sein Amt längst verloren, in Südafrika wurden zwischenzeitlich ganze Fußballstadien gebaut, und in Mali, wo alles etwas langsamer geht, ist nun endlich das neue Ahmed-Baba-Institut zum Einzug bereit. Schön und fremd steht es im Zentrum Timbuktus, genau dort, wo der Philosoph Ahmed Baba einst wohnte; die Südafrikaner bestanden auf diesem prominenten Platz, die Malier mussten eine Gendarmerie bei Seite räumen. Nun fürchten sie, das Geschenk fresse mehr Strom als ganz Timbuktu. Eine afrikanisch-afrikanische Partnerschaft, zwei Welten.

Der Bauleiter aus Kapstadt ist ein dynamischer Mann, er blickt beim Abschiedsrundgang durch sein Werk hinaus auf die Esel- und Ziegenwelt von Timbuktu und sagt: „Zu Hause haben wir Kräne!“ In seiner Stimme kämpfen nach drei Jahren Mali noch immer Entsetzen und Faszination miteinander. Er ist Muslim, und wenn man ihn nach seinen augenscheinlich indischen Vorfahren fragt, antwortet er knapp: „Ich bin Südafrikaner und Schluss. Ich bin ein moderner Mensch.“ Ein Malier würde schwelgen in der Erzählung über seine Vorfahren. Der Ingenieur vom Kap hat sich mit seiner Modernität oft gerieben an Malis stolzer Umständlichkeit. Wenn es ganz schlimm kam, hat er sich alte Manuskripte angeschaut. „Dann wusste ich wieder, warum ich hier bin.“

Afrika als ein geschichtsloser Kontinent – dieses Bild korrigierte bereits der deutsche Forscher Heinrich Barth, nachdem er in Timbuktu 1853/54 afrikanische Chroniken studieren konnte. Trotzdem war in Europa noch hundert Jahre später wenig bekannt über Afrikas Schrifterbe. Wertvolle Manuskripte, die Frankreich während seiner Kolonialherrschaft in Mali geraubt hatte, lagen stumm und versteckt in der Pariser Nationalbibliothek. Der britische Afrikanist John Hunwick begann mit seinen Manuskript-Forschungen 1965 – ohne zu ahnen, welche enorme Menge an Schriftstücken noch auftauchen würde.

Die meisten sind in Privatbesitz; die Familien in Timbuktu öffnen nun allmählich die alten Truhen, in denen sie über Generationen vergilbte und vergoldete

Kalligrafien verwahrten und versteckten. Der Medien-*Hype* machte daraus einen neuen Mythos: Timbuktu werde sein letztes Geheimnis entrissen, „Wüstenrollen“, auf denen die verborgene Geschichte des Kontinents verzeichnet sei. Tatsächlich sind die Bibliotheken vor allem der Beweis, „dass Afrika seit nahezu tausend Jahren am islamischen Wissen teilhat“, meint der deutsche Islamwissenschaftler Albrecht Hofheinz; er betreut an der Universität Oslo ein Projekt zur Digitalisierung der Handschriften. Manche kamen aus Andalusien, Nordafrika und dem Nahen Osten, andere wurden in Timbuktu von afrikanischen Autoren verfasst. Auch afrikanische Sprachen wurden in Arabisch geschrieben, für diplomatische Korrespondenz und Verträge.

Arabisch hatte in Teilen Afrikas eine ähnliche Rolle wie Latein im europäischen Mittelalter, war über Jahrhunderte eine Schriftsprache von Eliten. Bis die Franzosen kamen. Das Aufzwingen der französischen Sprache sei für die gelehrte Tradition der Region „vernichtend“ gewesen, notierte John Hunwick. Junge Afrikaner von heute wissen oft nicht, dass es überhaupt eine vorkoloniale Tradition von Lesen und Schreiben gab. In Südafrika ließ das Erziehungsministerium Schulbücher und Curricula überprüfen - der Befund: Afrikas Platz in der Weltgeschichte werde aus einer „überwältigend eurozentrischen“ Sicht vermittelt. Für Shamil Jeepie, Historiker an der Universität Kapstadt, ist Timbuktu genau der richtige Ort, um „das europäische koloniale Projekt“ der Geschichtsverweigerung endlich zu entmachten. Seine Universität hilft bei der Auswertung und dem Erhalt des Schriftguts.

Selbst viele Malier kennen ihr Kulturerbe nicht. Ein Lehmgehöft, fern von Timbuktu: Die Bauern blicken einander verlegen an, wenn man sie nach den Manuskripten fragt. Eilends wird ein Junge geholt, der die meisten Schuljahre auf sich vereint; er schaut betreten zu Boden.

Es ist leicht, ein armes Land erdrückend zu umarmen. Gaddafi hat Timbuktu zu seinem Zuhause erklärt und wirft mit Geschenken. Eine Riesenbaustelle am Stadtrand: noch ein Zentrum für die Manuskripte. Niemand braucht es, aber das „Gaddafi-Zentrum“ muss größer und prächtiger werden als das der Südafrikaner. Konkurrenz um Einfluss auf dem Kontinent, ausgetragen auf der kleinen Bühne aus Sand und Pergament.

Zum Ende des Ramadan führen Libyer nachts mit Lastwagen durch Timbuktu und werfen den Bewohnern Essenspakete vor die Türen. „Die Libyer haben keine Manieren“, sagten leise die Beschenkten. Und dann Gaddafis Auftritt, als der Geburtstag des Propheten gefeiert wurde: Er sollte mit Malis Präsident ein *Méchoui* verspeisen, ein traditionelles Festmahl in der Wüste. Ein Hammel wurde mit einem Huhn gestopft, das Huhn mit einem Ei - bloß Gaddafi kam nicht. Er ließ seinen Gastgeber sitzen, samt Hammel, Huhn und Ei, brauste nach Timbuktu, um allein in der wartenden Menge zu baden.

Über all dem Rummel ist bei den Besitzern der Manuskripte ein störrisches neues Selbstbewusstsein gewachsen. Niemand verkörpert es so gut wie Abdelkader Haidara, der von seinem Vater eine Bibliothek mit 9000 Handschriften erbte und dieses Erbe mit profunder Bildung und großer Liebe zur Sache pflegt. Früher hat der charmante, rundliche Haidara viele Familien überzeugt, ihre Manuskripte dem Staat zu überlassen; heute propagiert der 45jährige das Gegenteil: „Bewahrt selbst euer intellektuelles Gut!“ Als erster richtete er eine öffentlich zugängliche Familienbibliothek ein; nun zählt Timbuktu bereits 32 private Bibliotheken.

Als Haidara vor anderthalb Jahrzehnten im Ausland erstmals finanzielle Unterstützung suchte, mochte ihm niemand die Geschichte einer alt-afrikanischen Bibliothek glauben. Die Wende kam in Gestalt eines schwarzen Amerikaners: Henry Louis Gates, Leiter der African American Studies in Harvard, sah die Manuskripte, war elektrisiert, warb die Ford Foundation als Partner. Haidara kichert: Seltsam, nicht wahr?, dass dieser selbe Gates dann auf ganz andere Weise weltberühmt wurde. An seiner eigenen Wohnungstür als vermeintlicher Einbrecher verhaftet, durfte er mit Obama dann ein anti-rassistisches Bier trinken.

Haidara will bald eine CD herausbringen, mit exemplarischen Übersetzungen aus seinen alten Schriften: „Über Konfliktlösung und Good Governance. Die Westler kommen ja immer her und glauben, sie hätten das alles erfunden.“

Timbuktu erzählt von Beziehungen, von Perspektiven. So war es früher, als die Globalisierung noch auf Kamelrücken reiste. So ist es heute, wo sich Facebook-Mitglieder gern den Tarnname „Tim Buktu“ geben, ohne zu ahnen, dass dort Webblog und Facebook längst angekommen sind. Und immer geht es um die Blickwinkel in einer Dreiecksbeziehung: Afrika, der Westen, der Islam – wie sehen wir einander?

Timbuktu war von Beginn an islamisch, seit seiner Gründung im frühen 12. Jahrhundert. Als Gelehrtenzentrum verkörperte die Stadt später die Islamisierung Afrikas ebenso wie die Afrikanisierung des Islam. Jeder zweite Afrikaner ist heute Muslim; das wird leicht übersehen. In Malis Nationalmuseum steht dazu ein bemerkenswerter Satz: Mit der Entstehung einer einheimischen Klasse muslimischer Gelehrter „hörte der Islam auf, eine Religion fremder Weißer zu sein und wurde eine afrikanische Religion.“

Die Araber als „fremde Weiße“ – das bezieht sich nicht nur auf die Ankunft des Islam. Unvergessen in Timbuktu, wie die Marokkaner einst die Stadt eroberten, die Bibliotheken plünderten, die angesehensten Gelehrten nach Fes verschleppten. Ahmad Baba, der Philosoph, in Ketten! Marokko ist die Geschichte heute peinlich; aber die geraubten Manuskripte bekommt Timbuktu nicht zurück.

„Es gab auch eine Kolonisierung durch die Araber“, sagt Mohammed Dicko, der Direktor des Ahmad-Baba-Instituts. „Eine geistige, kulturelle Kolonisierung, die

bis heute fortwirkt, nach dem Motto: Alles, was gut ist im Islam, kommt von den Arabern. Es ist wie in der französischen Kolonialzeit, als man die Schüler nur mit französischen Schriftstellern bekannt machte.“ Demnächst kämen erstmals arabische Texte einheimischer Autoren in Malis Schulbücher, sagt der Literaturwissenschaftler. Sein Institut erhält auch von Saudi-Arabien Geld, aber Dicko redet das klein, ihm sind die südafrikanischen Partner lieber. Erstaunlicherweise spricht der staatliche Manuskripte-Hüter kein Arabisch. Darüber wird getuschelt: Die Besetzung sei politisch motiviert gewesen.

Das arabischsprachige Erbe stärken ohne mehr arabischen Einfluss zuzulassen, zumal nicht auf die Religion – kann das gehen? Saudische Wahabiten versuchen seit langem, in Mali einen „gereinigten“, entafrikanisierten Islam durchzusetzen. In Timbuktu verzeichnen sie bisher keine Erfolge; selbst Religionsschüler tragen Fetische.

Wenn man Abdramane Ben Essayouti, Timbuktus wichtigsten Imam, auf die Wahabiten anspricht, rückt er sein leuchtend blaues Gewand, den *Bubu*, zurecht und erzählt eine berühmte Anekdote: Als im Jahr 1324 der malische König Kankou Mussa nach Mekka pilgerte, war seine Karawane mit so viel Gold beladen, dass unterwegs in Kairo der Goldkurs in den Keller stürzte. „Saudi-Arabien“, sagt der Imam und lächelt fein, „Saudi-Arabien war damals ein Sandloch“. Als der König zurückkehrte, brachte er einen Architekten mit, der Timbuktus Weltkulturerbe der Zukunft zu bauen begann. Die Djingareyber-Moschee steht noch heute, 700 Jahre später, Ben Essayouti ist ihr Imam. „Gegen die Stärke unserer Tradition kommen die Wahabiten nicht an“, sagt er.

Ben Essayouti hat 8000 alte Handschriften und ein Internetcafe. Das 14. Jahrhundert in Vitrinen, das 21. im Untergeschoß – für den Mann im blauen Bubu keine Entfernung. „Ich hatte als erster eine Email-Adresse“: *Imamtombouctou*. Seine halbwüchsigen Kinder nahm er von der staatlichen, also französischsprachigen Schule und schickte sie auf ein arabisch-französisches Lyzeum, eine Tagesreise entfernt. Damit sie später kundig das Erbe der Familie antreten können. Neulich hat ihm ein europäischer Tourist eine stattliche Summe für eine Handschrift mit astronomischen Berechnungen geboten. Der Imam lächelt fein. Natürlich verkauft er nicht.